Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 189

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VORARLBERG

Monochrom schwarze Wurzeln

Franz Grillparzer: ja, ja; nein, nein. Bild: pd

Eigentlich sollte ich hier über kulturelle Themen schreiben, aber die Politik ist in Österreich nun einmal erheblich interessanter – zumindest seit etwa einem Jahrzehnt, seit sich nämlich die Polit-, Wirtschafts- und Justizskandale häufen. Zum Aktuellsten: Gibt es in Europa noch ein anderes Land, in dem man eine Kandidatin für die Bundespräsidentenwahl (in Österreich das höchste Amt im Staat) erst fragen muss, ob sie an der Existenz von Gaskammern zweifle und dann zur Antwort erhält: «Ich habe das Wissen, das ein Österreicher hat, der zwischen 1964 und 1976 an österreichischen Schulen war.»

Der Österreicher Franz Grillparzer hatte in seinem Stück «Weh dem, der lügt» eine biblische Forderung etwas umformuliert: «Dein Wort soll aber sein: Ja, ja; nein, nein.» Wenn sich Barbara Rosenkranz jedoch an diese Maxime gehalten hätte, wäre sie wohl mit dem NS-Verbotsgesetz in Konflikt gekommen und das täte selbst einer schon als rechtsextrem bekannten FPÖ-Kandidatin nicht wirklich gut.

In Vorarlberg fanden am 14. März Gemeindewahlen statt, deren Ergebnisse allerdings mit denen von Landtags- und Bundeswahlen nicht wirklich korrelieren, weil es in den Gemeinden immer noch mehr um die Kandidaten als um die Parteien geht. In Lustenau hat fünfzig Jahre lang die FPÖ den Bürgermeister gestellt, jetzt ist dieser Posten an die ÖVP gegangen. Aber ganz gewiss nicht, weil die FPÖ Barbara Rosenkranz zur Bundespräsidentenwahl nominiert und die ÖVP sich bis jetzt nicht klar gegen diese Kandidatin ausgesprochen hat, sondern rein aus Lustenauer Verhältnissen und Problemen heraus und wohl auch aus den Sympathiewerten für die beiden Lustenauer Bürgermeisterkandidaten.

Insgesamt ist der Trend aber klar: Nach den Berechnungen der ÖVP-Landesgeschäftsstelle (eine offizielle derartige Gesamtschau gibt es nicht, deshalb hier diese Zahlen) erreichten die ÖVP 44,63 Prozent der Stimmen, die FPÖ 11,33, die Sozialdemokraten 10,75 und die Grünen 7,32 Prozent. Die Schwarzen stellen mit 92 von insgesamt 96 beinahe alle Bürgermeister im Land, die SPÖ verliert nach wie vor an Wählern (in manchen Gemeinden zweistellig) und hat die Anzahl ihrer Bürgermeister halbiert (was nicht viel heisst, denn es waren eh nur zwei). Die FPÖ hat in Eggers Heimatstadt Hohenems der ÖVP immerhin die absolute Mehrheit abnehmen können, was auch kein Schaden für die Demokratie ist, und selbst die Grünen stellen jetzt einen Bürgermeister (und werden in der Landeshauptstadt Bregenz wohl wieder völlig unverdient den Vizebürgermeister bekommen).

An den Graswurzeln ist das Land also wieder – oder nach wie vor? – monochrom schwarz. Auf die Kultur hat das keine Auswirkungen, das Klima ist in Vorarlberg schon recht lange nicht mehr so restriktiv wie damals, als bei den Konservativen noch die Klerikalen das Sagen hatten, und die werden nicht mehr wiederkehren. (Letzteres habe ich allerdings vor dreissig Jahren von den Nazis auch geglaubt.)

KURT BRACHARZ, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

THURGAU

Ein Fanclub für Küchentisch-Ideen

Der Kanton Thurgau schliesst das vergangene Jahr mit einem Rekordgewinn von neunzig Millionen Franken ab. Deshalb: Steuern senken und Strassen flicken. Diese seien überdurchschnittlich kaputt nach dem überdurchschnittlichen Winter. Das Amt für Mittel- und Hochschulen hat im 2009 weniger Stipendien vergeben. Gut so. Studieren soll, wer es sich leisten kann. Und zum Glück sind sie im Kantonsrat auch gegen ein Ausländer-Stimmrecht auf kommunaler Ebene. Wäre ja noch schöner: Zwar jahrelang Steuern zahlen, aber sich nicht mal die Mühe einer Einbürgerung machen und dann doch mitbestimmen wollen. Der Vorwurf einer angetrunkenen Urnerin am Poetry Slam in Fribourg, wir Thurgauer seien einfach zuwenig patriotisch, hat mich dann ziemlich betroffen gemacht. Wir seien ja fast schon Deutsche. Läck Bobby, dieser Schlag sass. Das muss natürlich besser werden. Das darf nicht mehr passieren. Zum Glück gründen die BDP und die Grünliberalen nun in allen Bezirken Sektionen. Und damit der Aeronaut'sche «Tunnel am Ende des Lichts» dann wirklich irgendwann auftaucht, sollte man grad auch noch Martin Sonneborns «Die Partei für Arbeit, Rechtsstaat, Tierschutz, Elitenförderung und basisdemokratische Initiative» in den Thurgau einladen.

Ja, man merkt es, der Thurgau ist im Fluss. Keine Atempause, Geschichte wird gemacht, es geht voran. Das haben schon Fehlfarben gesungen. Aber jetzt mal ernsthaft. Denn da war noch diese Geschichte, die auf dem Blog von Thurgaukultur begonnen hat oder eigentlich mit Jean Grädels Leuchtspur-Kolummne («Thurgauer Zeitung»), die auf Thurgaukultur thematisiert wurde. Von einer Lobby für die Kultur im Thurgau war die Rede, dass man wieder eine brauche, dass wieder eine Kulturinitiative erstarken müsse wie 1991, als daraus die Kulturstiftung des Kantons Thurgau gegründet wurde. Ob Club, Community oder Interessengemeinschaft: Ich wünsche mir für dieses «Projekt», das nun an zwei Gesprächsrunden rund um einen Kreuzlinger Küchentisch entstanden ist, vieles. – Zum Beispiel 5000 Thurgauerinnen und Thurgauer, die der Kultur ihre Stimme geben. Oder 10'000. Niederschwellig soll es sein, und möglichst viele sollen mitmachen und mitreden und mitschreiben und mitlesen. Ein Fanclub, die Kurve im Stadion, für die Thurgauer Kultur. Im Fussball funktioniert es. Kostet keinen Franken, keinen Beitrag, keine Gebühr, kein Darlehen. Dabei sein ist alles. Für einmal zählt auch die Masse. Bei Facebook wird man auch Fan von allen möglichen, unmöglichen und moralisch verwerflichen Dingen. Und dann tragen wir schmucke Fussballtrikots im Namen der Thurgauer Kultur, machen zusammen Sternwanderungen und unterstützen uns gegenseitig in unserem Aktivismus. Alle zusammen, die Frauenfelder, die Kreuzlinger, die Oberthurgauer, die Weinfelder, die Südthurgauer. Ohne Konzept, aber gemeinsam. Und irgendwann werden 50'000 einen hippen Button tragen mit der Aufschrift «Ich brauche Kultur im Thurgau». Und Kultur wird wichtig sein. Und alles wird gut.

MATHIAS FREI, 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

APPENZELL

Ethnische Correctness

Anfang März landete eine Anfrage in meiner Mailbox, im Stile der Anfragen, die den Trogener Kantonsbibliotheksalltag so facettenreich machen. Der Verfasser fragte: Ob es Hinweise, Quellen oder Argumentationsmuster gäbe, die darlegen, dass es sich bei ‹den Appenzellern› um eine eigene ethnische Gruppe handeln könnte? Er meine schon gehört zu haben, dass die Geigen in der typischen Volksmusik oder die Körpergrösse (der AI-ler) auf eine abgrenzbare jenische Provenienz hindeuten würden.

Bei der ersten schnellen Lektüre dieser Zeilen musste ich grinsen. Dann merkte ich, dass hier nicht ratzfatz eine Antwort eingetippt werden kann. Eine eigene ethnische Gruppe? Der Begriff ist heikel. Definitionsgemäss wird er verwendet für eine Anzahl von Menschen gleicher Herkunft, Religion, Sprache oder Kultur, eventuell auch gleicher somatischer Eigenarten. Min Vatter isch en Appezeller, meine Mutter eine Bernerin, im Kanton Uri geboren und in Zürich aufgewachsen. Ich selbst bin in Rehetobel entstanden, im Notkerianum geboren, rede wie eine aus der Gallusstadt, bin in Wald (AR) aufgewachsen und jetzt wieder in Rehetobel. Bin ich ethnisch gesehen eine Appenzellerin? Heikel, heikel.

Lassen wir die Herkunft offen und gehen weiter zur Religion. 81,3 Prozent Inner- und 30,5 Prozent Ausserrhoder sind römisch-katholisch. 9,9 Prozent Inner- und 51,4 Prozent Ausserrhoder sind protestantisch. Und der Rest?

Wechseln wir besser zur Sprache. «Käme» heisst im Appenzellerland «chääm, chiem, chuem, kiem, kuem, küem». Überschneidungen gibt es mit dem Toggenburg, dem Fürstenland, «der Stadt», dem Rheintal, kurz: mit allem Umliegenden – und zunehmend auch mit weiter Umliegendem und noch Fernerem.

Bleiben noch die Geigen, die Körpergrösse, die Kultur und die somatischen Eigenarten. «Charakteristisch ... ist das Nebeneinander von sehr eigenständigen traditionellen und progressiven Kulturformen», steht im Kulturkonzept 2008 für Ausserrhoden. Auf der Website von Innerrhoden heisst es: «International bekannt ist unser Appenzell durch seine eigenständige Kultur, welche geprägt ist von zwei wesentlichen Faktoren – der Katholischen Kirche und den Bauern.» Tatsächlich gibt es in der Volkskultur gemeinappenzellisch Eigenständiges: der Witz, das Bauernhaus, die Musik, die Viehschau, die Bauernmalerei. Teilgemeinappenzellisch eigenständig sind die an das katholische Kirchenjahr geknüpften Bräuche im inneren Land und das Silvesterklausen, das Bloch und Gidio Hosenstoss «hinter der Sitter». Damit wären die Grenzen der Gemeinsamkeiten auf dem Kultursektor aber bereits erreicht. Oder habe ich etwas vergessen?

Auch auf dem Feld der körperlichen Eigenarten gibt es zu guter Letzt kein Weiterkommen. Das Klischee der Kleinwüchsigkeit kennt zwei prägnante Beispiele: Seppetoneli und Kathrinli, die «Zwerge» von Sulzbach, welche auf Postkarten abgebildet – notabene oft mit ihren vier normal gewachsenen Geschwistern – über Jahre in die Welt hinausgetragen wurden. Alle anderen Quellen sprechen vom «Appenzeller» als einem Mann mittlerer Körpergrösse. Von «Jenischem» ist nicht die Rede. Somit wäre auch diese Frage geklärt, wenn nicht ausgerechnet eine Studie von 2008 wissenschaftlich belegen würde, dass die Innerrhoder mit einer Körpergrösse von 1,76 Meter die kürzesten Schweizer sind. Die Ausserrhoder liegen mit 1,78 Meter im schweizerischen Durchschnitt und 0,01 Zentimeter vor den St.Gallern.

Der langen Rede kurzer Sinn: Die Appenzeller sind keine eigene ethnische Gruppe. Sie waren und sind nicht homogen, sondern als Innerrhoder des inneren wie des äusseren Landesteils und als Ausserrhoder Hinter-, Mittel- und Vorderländer nochmals in geographisch, sprachlich und kulturell unterschiedliche Teilgruppen aufgegliedert, die wiederum für sich genommen alles andere als abgeschlossen oder gar konserviert sind: glücklicherweise.

HEIDI EISENHUT, 1976, ist Historikerin und leitet die Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

Postkarte, die wohl bei der Klischeeverbreitung half. Bild: pd

RHEINTAL

«De Rhii kunnt»

«Die Planungsarbeiten für ein Jahrhundertbauwerk werden gestartet.» So beginnt die Pressemitteilung, mit welcher Mitte März die Internationale Rheinregulierung ankündigt, dass während zwanzig Jahren am Fluss gebaut werden soll. Der Rhein gibt dem Tal nicht nur den Namen, er ist vielmehr dessen beeindruckende Lebensader: Nach einem Regen fliessen bis zu 3000 Kubikmeter Wasser pro Sekunde in seinem Bett. 2,5 Millionen Kubikmeter Sand und Kies werden pro Jahr in den Bodensee gespült. Ein Fluss mit solcher Kraft müsste auf Schritt und Tritt spürbar sein. Die Realität ist aber eine andere, denn fast im ganzen Tal ist der Fluss in keiner Form sicht- oder erlebbar – nicht einmal in jenen Dörfern, die unmittelbar am Rhein liegen.

Während Jahrhunderten machten die Überschwemmungen grosse Teile des Rheintals zum Armenhaus. «De Rhii kunnt» kam etwa dem «Hannibal ante portas» bei den Römern gleich. Die Angst sass tief. Umso grösser war die Erleichterung, als Ende des 19. Jahrhunderts mit der Verbauung und Kanalisierung des «grössten Wildbachs Europas» begonnen wurde. Das Flussbett wurde an einzelnen Stellen bis zu zehn Mal schmäler. Dämme wurden schnurgerade gezogen. An zwei Stellen wurde dem Fluss über mehrere Kilometer hinweg ein völlig neuer Lauf verpasst. Jahrzehntelang wurde gearbeitet, um das Ungeheuer in die Schranken zu weisen und dafür zu sorgen, dass die Wassermassen aus den Alpen so schnell wie möglich weitertransportiert werden.

Die Folge ist eine ökologisch verarmte, begradigte und öde Flusslandschaft. Der Rhein und seine unmittelbare Umgebung wurden zum Niemandsland. – Dadurch verstärkt, dass der Fluss auch die Landesgrenze ist. Sowohl im Alltag wie auch im Bewusstsein rückte er in den Hintergrund. Auch wenn die Tore auf den Rheinbrücken nachts nicht mehr geschlossen werden, ist der Rhein Niemandsland geblieben. Des markanten Bevölkerungswachstums (Vorarlberg ist inzwischen dichter besiedelt als das Ruhrgebiet) und gestiegenen Bewusstseins für die Werte der Natur zum Trotz hat es der Rhein nicht geschafft, zurückzukehren: Autofahrer, die den Rhein überqueren, und an schönen Wochenenden Velofahrerinnen und Skater auf den Dämmen. Mehr passiert nicht.

Das Flussbett ist eng, die Dämme hoch und der Überflutungsraum fast ausschliesslich der Landwirtschaft vorbehalten. Ideen eines Stadtflusses gibt es zwar. Auch Vorschläge für eine naturnahe Aufwertung. Doch wenn Massnahmen angedacht werden, dann geht es in erster Linie immer um den Schutz vor dem Wasser. So auch beim angekündigten «Jahrhundertbauwerk», das bis zu 600 Millionen Franken kosten soll. Das Bewusstsein für den Fluss und mit ihm

zu leben, spielten bis anhin – falls überhaupt – eine untergeordnete Rolle. Daran können auch kulturelle Aktivitäten wie «Rhein raus» wenig ändern. Die alte Angst vor dem Rhein ist zwar verdrängt, aber sie lauert und wird angesichts der Klimaerwärmung vielleicht wieder stärker. Die Meinung, es reiche, wenn das Ungeheuer angekettet oder eben in ein Korsett gezwängt sei, ist von vorgestern. Noch ist offen, in welche Richtung das eben angekündigte Projekt genau gehen wird. Ob der Rhein wieder zum Lebensraum wird, ob er wieder mehr Platz bekommt.

Aber: Was an der Grenze Vorarlberg/St.Gallen wasserbaulich auch immer verändert wird, letztendlich bleibt der «Rhii» der Sieger – zumindest über den Bodensee, den er in 19'000 Jahren mit seinem Geschiebe zum Verschwinden gebracht haben wird.

MEINRAD GSCHWEND, 1958, freier Journalist in Altstätten, politisiert für die Grünen im St.Galler Kantonsrat.

WINTERTHUR

(Wahl-)Kampf ums Wohnen

Ich durfte zum ersten Mal bei den Stadtrats- und Gemeinderatswahlen in Winterthur mitwählen! Vor vier Jahren war ich noch in Zürich angemeldet. Wenn ich mich richtig erinnere, hat das damit zu tun, dass ich dort einmal eine Wohnung hatte. Vor vier Jahren gewannen in Winterthur die Grünen erstmals einen Sitz im Stadtrat. Damit schnappte sich Rot-Grün die Mehrheit. Nun kriseln in der aktuellen Krise auch die Sozialdemokraten. Vielleicht weil sie dem Neoliberalismus so wenig entgegenzusetzen hatten.

Der eine oder andere Leserbrief lässt darauf schliessen, dass der Stadtrat im Umfeld der ausserparlamentarischen Linken Sympathien verloren hat. Und zwar auf Grund seines Bestrebens (oder Zwangs), mit entsprechenden Wohnbaupolitik gute Steuerzahler nach Winterthur zu locken. Meines Wissens verhökerte der Stadtrat aber in den vergangenen vier Jahren keinerlei städtischen Betriebe und lagerte nur sehr zurückhaltend städtische Dienstleistungen aus. Anfang Dezember veröffentlichte die SP-Fraktion des Gemeinderates zusammen mit dem Mieterverband eine Pressemitteilung mit der Forderung nach billigen Wohnungen. Die Stadt solle durch den Erwerb von Liegenschaften aktiv in den Wohnungsmarkt eingreifen, indem sie selbst günstigen Wohnraum anbiete. Winterthur brauche ein Konzept zur Förderung des sozialen Wohnungsbaus. Beim Verkauf von Liegenschaften solle zudem die Stadt Genossenschaften bevorzugen. EVP, SP und die Grünen haben nun im Gemeinderat ein Postulat eingereicht. Darin wird der Stadtrat eingeladen, ein Leitbild zu formulieren, wie in der Stadt Winterthur der soziale Wohnungsbau gefördert und sichergestellt werden kann. Ob er ein solches Konzept erstellen will, muss er nun innerhalb eines Jahres beantworten.

Wo bleibt die soziale Wohnbauförderung? Bild: Manuel Lehmann

Auch nach den Wahlen von Anfang März regiert der Winterthurer Stadtrat mit einer rot-grünen Mehrheit. Neu gewählt wurde für die SP Nicolas Galladé – im Umfeld der Konzertclubs Gaswerk, Albani, Salzhaus, Kraftfeld und dem FC Winterthur bestens bekannt. Man könnte sogar wagen zu behaupten, dass er «einer der unseren» ist. Auch neu gewählt wurde ein Herr Fritschi von der FDP. Den Sitz hat seine Partei auf Kosten der EVP gewonnen. Der neue Stadtrat ist also vielleicht eine Spur weniger sozial, dafür soll etwas mehr gespart werden. Auch im Gemeinderat könnte mehr Sparmentalität wahrnehmbar werden, hier haben die Grünliberalen vier zusätzliche Sitze gewonnen – und die SP drei Sitze verloren. Es könnte aber auch gleich am Stadtrat sein, die Legislaturschwerpunkte für die nächsten vier Jahre anders zu definieren. In diesen war bis anhin das Ziel formuliert, für gute Steuerzahler zusätzlichen Wohnraum zu generieren. In der Praxis setzte sich vor allem Stadtpräsident Ernst Wohlwend dafür ein. Der Fairness halber muss man aber sagen, dass er sich auch für den Erhalt des Lagerplatzes stark gemacht hat. Die Sache mit dem Wohnraum war auch ein Wahlkampfthema und sowohl Wohlwend als auch Galladé haben Aussagen gemacht, die eine Richtungsänderung – immerhin – nicht generell ausschliessen. Da aber neu gewählte Stadträte erst einmal in die Ferien fahren, um sich vom anstrengenden Wahlkampf zu erholen, weiss man zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht mehr.

MANUEL LEHMANN, 1974, ist DJ, macht Radio und sitzt im Vorstand des ArealVereins Lagerplatz.

TOGGENBURG

Dünne Luft für Windräder

«Das erste Wildhauser Windrad» titelte ich vor rund drei Jahren in einem Regionalzeitungs-Bericht. Auch meine «Saiten»-Kolumne widmete ich dem Thema. Der ehemalige Ski-Weltcupfahrer und erste Biobauer im Dorf, Arnold Alpiger, wollte ein Windrad aufstellen, um unabhängig von den Anbietern Energie für seinen

Warten auf frischen Wind. Bild: pd

Hof produzieren zu können. Sieben Meter Durchmesser und zwölf Meter Höhe hätte es messen sollen. Etwas blauäugig nahm ich damals an, dass die mündliche Zusage der kantonalen Bewilliger reichen würde, um die Windenergie-Anlage in Betrieb zu nehmen. Auch Alpiger selbst äusserte sich zuversichtlich: «Ich gehe davon aus, dass Energie in den nächsten Jahren noch viel teurer wird. Gleichzeitig steigt die Bereitschaft bei Privaten, ihrem Gewissen zuliebe für Öko-Strom mehr zu bezahlen. Das ist meine Chance.»

Das Windrad von Arnold Alpiger beim Wildhauser Schönenbodensee steht und dreht sich noch immer nicht, obwohl er es selbst finanziert hätte. Nicht alle sind für alternative Energien. Erfreulich ist deshalb die Initiative «Energietal Toggenburg», sie bläst frischen Wind durch unser Tal. Energieeffizienz und Energieproduktion stehen bei den Machern, die durchmischter nicht sein könnten, im Zentrum. ETH-Absolventen, Marketing-Spezialisten, Energiefachleute und Strombezüger sitzen gemeinsam im Boot. Die Vision von Geschäftsführer Ruedi Giezendanner ist schnell verstanden: «Das Toggenburg wird energieautark, das heisst, es wird mindestens der eigene Energiebedarf im Tal mit erneuerbaren Energieträgern produziert.» Durch die Effizienzmassnahmen und die eigene Energieproduktion entstünde gemäss Giezendanner eine jährliche Wertschöpfung von rund 150 Millionen Franken, was etwa tausend Einwohnern im Tal einen Arbeitsplatz bieten würde.

Dass der Weg dorthin ein langer ist, scheint allen Beteiligten klar zu sein. Trotz aller möglichen Einwände und Hürden hat die Initiative unbeirrt an ihrem Ziel festgehalten und viel Schubkraft entwickelt. Mit kluger Öffentlichkeitsarbeit, ganzseitigen Zeitungstexten und einer sauberen Homepage wird das schwierig fassbare Projekt Monat für Monat verständlicher.

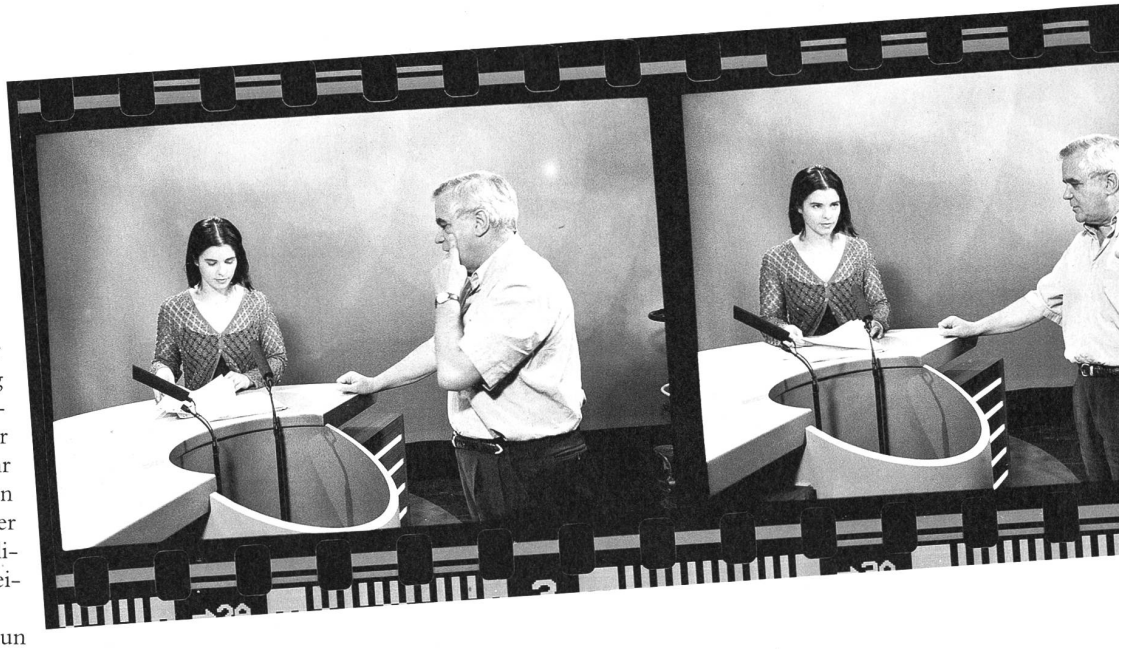
«Energietal – das sind wir», lautet der Slogan treffend. Denn sowohl Stromlieferanten als auch -bezüger werden mittel- oder langfristig davon profitieren können. Den Machern ist zu wünschen, dass ihre Vision verwirklicht wird.

ANDREAS ROTH, 1983, lebt in Wildhaus und arbeitet bei der KlangWelt Toggenburg und Snowland.ch.

Weiterzappen, bitte!

Der Kampf um die Ostschweizer TV-Konzession ist noch nicht entschieden. Eine Zusammenfassung des Hickhacks.

von HARRY ROSENBAUM



Keiner der privaten TV-Sender in der Schweiz haut einen aus den Socken. Da ist das Staatsfernsehen noch immer das Beste, trotz seiner ausgewogen nachhaltigen, Minder- wie Mehrheiten schützenden Bravheit. Nicht, weil der Landesanstalt mehr Geld zur Verfügung steht, sondern wegen der breiteren Motivation, Fernsehen zu machen, läuft der Staatssender den Privaten immer mehr den Rang ab. Denn privates Fernsehen ist ausschliesslich Business, und dahinter stehen Investoren mit hohen Rentabilitätsansprüchen und keine Leute mit einem gesellschaftspolitischen Auftrag.

«Tele Ostschweiz» («TVO»), das nun seit zehn Jahren sendet, erhielt am 31. Oktober 2008 vom Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) die alt-neue Konzession für das Versorgungsgebiet Ostschweiz zugesprochen. Damit war der Anspruch auf einen jährlichen Gebührenanteil von 2'205'052 Franken verbunden. Einiges mehr als nur ein Flick auf das bisherige Defizit von einer bis zwei Millionen Franken.

Heubergers Intervention

Der Winterthurer Günter Heuberger – Besitzer der Top-Medien und Betreiber von «Tele Top» – war im Versorgungsgebiet Nummer elf mit «Tele Säntis» Mitbewerber um die Konzession und somit auch für die Speisung aus dem Gebührentopf. Das Radio- und Fernsehgesetz sieht aber pro Versorgungsgebiet nur eine Konzession vor. «Tele Säntis» ging bei der Bewerbung leer aus, nicht, weil das Projekt bisher nur ein Papiertiger ist und erst noch gegründet werden müsste. Das Uvek hatte andere Gründe. Das real existierende «TVO» bietet seiner Ansicht nach die besseren Arbeitsbedingungen und bei den Programmen höhere Aktualität als der Konkurrent aus Winterthur.

Heuberger, gelernter Jurist und Sohn eines millionenschweren Immobilienunternehmers, machte sowohl «TVO» wie auch dem Uvek einen dicken Strich durch die Rechnung. Auf dem Rekursweg erwirkte er im Dezember 2009 einen nicht weiterziehbaren Entscheid des Bundesverwaltungsgerichtes, wonach die Konzessionsverfügung des Uvek zugunsten des Tagblatt-Senders aufzuheben und zwecks Neubeurteilung an die Bundesbehörde zurückzuweisen sei. Das Gericht kommt zum Schluss, dass die Konzessionsvoraussetzungen hinsichtlich der Gefährdung der Meinungs- und Angebotsvielfalt mangelhaft abgeklärt worden seien, verströmt aber auch einlenkende Töne: «Falls eine marktbeherrschende Stellung der Beschwerdegegnerin (‹TVO›) oder ein Missbrauch der marktbeherrschenden Stellung nach erneuter Prüfung durch die Vorinstanz tatsächlich zu verneinen ist, kann die Vorinstanz (Uvek) die Konzession an die Beschwerdegegnerin vergeben.»

Befreiendes Huronengebrüll

Ohne sybillinischen Unterton sagt Deborah Muret, Mediensprecherin des Bundesamtes für Kommunikation (Bakom), zum aktuellen Stand der Dinge: «Ob ‹Tele Ostschweiz› die Meinungs- und Angebotsvielfalt durch den Missbrauch der marktbeherrschenden Stellung gefährdet, muss jetzt erst die Wettbewerbskommission (Weko) abklären.»

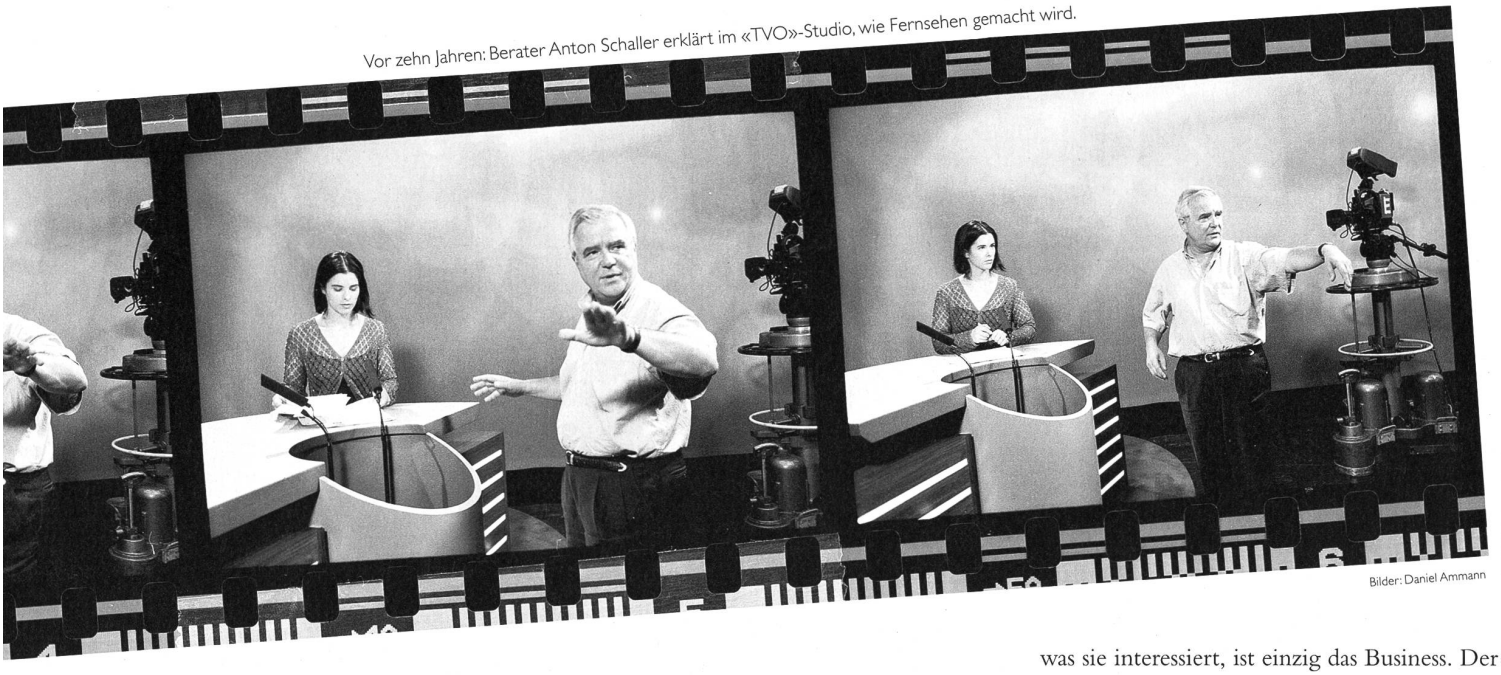
Nach dem Entscheid des Bundesverwaltungsgerichtes war bei den «TVO»-Oberen der Teufel los. Es wurde mit drastischem Herunterfahren der Leistungen des TV-Senders an der Bionstrasse und mit Personalabbau gedroht. Die «Tagblatt Medien» wurden schon fast zum hornenden Uristier, hier in der Ostschweiz draussen. Heuberger seinerseits polterte wie anno Tobak die Ungarn an das Gemäuer der Wyborada. Das «St.Galler Tagblatt» solle doch aufhören mit der negativen Berichterstattung über den Entscheid des Bundesverwaltungsgerichtes, lamentierte der Winterthurer. Er hatte beim Bezirksgericht Winterthur denn auch gleich einen entsprechenden Beschluss erwirken wollen – und als das nicht funktionierte, die Rüge ans «Tagblatt» beim Ombudsmann der Radio- und Fernsehveranstalter eingefordert. Auch das ohne Erfolg.

Am 29. Januar 2010 dann befreiendes Huronengeheul beim Ostschweizer TV-Sender: «Provisorische Konzession für ein Regionalfernsehen mit Leistungsauftrag und Gebührenanteil», lautete der Titel des Dokumentes, welches das Uvek an diesem Tag, von Bundesrat Moritz Leuenberger unterzeichnet, geschickt hatte. – «Ein Rettungsring, der uns zum richtigen Zeitpunkt zugeworfen worden ist», sagt «TVO»-Geschäftsführer André Moesch, der mit diesem Satz schon fast wie einer von der Titanic tönt. Wen wunderts, das Papier aus Bern ist so viel wert wie eine Topaktie: jährlich 1,76 Millionen Franken aus dem Gebührentopf! Der zaubernde Medienunternehmer aus Winterthur mit «Tele Säntis» im Zylinder hat für die neue Situation nur einen Satz übrig: «Der Entscheid ist ohne Rechtsgrundlage!»

Wider Erwarten Kampfplatz

Im Streit um das Fernsehversorgungsgebiet Nummer elf hat das Bundesverwaltungsgericht schon die nächste Knacknuss vor sich liegen: Heubergers Klage gegen die provisorische Konzession für «TVO». «Wir warten auf den gerichtlichen Entscheid», sagt Bakom-Mediensprecherin Muret. «Das ist der wirklich letzte Stand der Dinge.»

Bei der Verteilung der Konzessionen für das private Fernsehen vor zwei Jahren waren sieben von den dreizehn Versorgungsgebieten umstrit-



Vor zehn Jahren: Berater Anton Schaller erklärt im «TVO»-Studio, wie Fernsehen gemacht wird.

Bilder: Daniel Ammann

ten, weil zwei oder mehrere Bewerbungen für die gleichen Regionen eingingen. Als besonders delikat wurden vom Uvek die drei Gebiete Zürich-Nordostschweiz, Innerschweiz und Arc Jurassien eingestuft.

Im Grossraum Zürich erhielt am 31. Oktober 2008 Heubergers «Tele Top» den Zuschlag (bisheriges Kerngebiet: Thurgau und Schaffhausen). Tamedias «Tele Züri» ging leer aus, ist aber als einziger Rayon überstrahlender Privatsender gar nicht auf Gebühren angewiesen. In der Innerschweiz erhielt «Tele 1» («NZZ»-Gruppe) die Konzession und im Arc Jurassien «Canal Alpha» (Alpha SA). In den vier übrigen Versorgungsgebieten sind die Konzessionsnehmer «Canal 9» (Verein) für das Wallis, «Vaud Fribourg TV» (Zusammenschluss von vier Betreibern) für das Versorgungsgebiet Vaud-Fribourg. «Tele M1» (AZ Medien) erhält die Konzession für Aargau-Solothurn und die Ostschweiz geht wie bisher an «Tele Ostschweiz» («NZZ»-Gruppe). Während sich alle anderen umstrittenen Versorgungsgebiete mit der neuen Konzessionszuteilung durch das Uvek abgefunden haben, ist die Ostschweiz wider Erwarten zum Kampfplatz geworden.

Zerfall der Medienkultur

Der Service public stehe für ihn als Medienunternehmer ganz weit oben, sagt Heuberger. Wenns um die Auslegung des Radio- und Fernsehgesetzes und die Interpretation der Konzessionsbedingungen geht, versteht der 57-jährige Macher keinen Spass. «Wir waren seit dem 25. April 2000 mit ‹Tele Top› im Monopolgebiet der ‹Tagblatt Medien› zur Verbesserung der Medienvielfalt mit einer Konzession des Uvek tätig. Es ist rechtsstaatlich stossend, dass ‹Tele Säntis› seit der neuen Konzessionserteilung an ‹Tele Ostschweiz› im Raum St.Gallen, Appenzell Ausserrhoden und Appenzell Innerrhoden nicht die Medienvielfalt gewährleisten kann, weil das Uvek einem Konkurrenten eine Konzession ohne die Abklärung einer wesentlichen Konzessionsvoraussetzung erteilt hat», insistiert der Winterthurer Medienunternehmer.

Liest man die Zwischenverfügung des Uvek zur provisorischen Konzession für «TVO», wird der freie Fall der Medienkultur – oder vielmehr Zerfall – offensichtlich. «Mit dem Rückweisungsurteil droht mit Bezug auf den Service public ohne Übergangsregelung eine Verschlechterung im Vergleich mit dem Status quo: ‹TVO›, das laut eigenen Angaben auf freiwilliger Basis bereits einen regionalen Service public betreibt, wird sein Programmangebot aufgrund der angespannten Wirtschaftslage reduzieren, falls keine Übergangslösung greifen sollte», heisst es da zur Fernsehpolitik der «Tagblatt Medien». Und weiter: «In einem Schreiben an das Bakom, welches dieses im Rahmen seiner Instruktionstätigkeit angefordert hatte, beschreibt der Verwaltungsratspräsident der St.Galler Tagblatt Medien AG, welche hundert Prozent der Aktien an ‹TVO› hält, die Situation als dramatisch.» Es ist an anderer Stelle von einer Reduktion des Programmoutputs auf täglich dreissig Minuten statt einer Stunde, kürzeren Nachrichten, Streichung der Gesprächs- und Diskussionssendungen, deutlich kommerzieller Ausrichtung des Programms und Personalabbau von bis zu 35 Prozent die Rede.

Neue Art Pay-TV

Investoren mit hohen Rentabilitätsansprüchen haben sich der Medien bemächtigt. Sie erheben keine gesellschaftspolitischen Ansprüche, denn was sie interessiert, ist einzig das Business. Der Mix aus Billig-Marketing und Pseudojournalismus machts möglich. Der Staat soll dabei gefälligst mit seinem Gebührensplitting mithelfen. Und wenn das auf dem Rechtsweg verzögert wird, dann sollen eben Provisorien her, ob rechtlich abgedeckt oder auch nicht, spielt keine Rolle. Wie auch die Qualität der Programme dieser schönen neuen Reinzieh-Medien keine Rolle spielt.

Zu den Plänen von «Tele Säntis», das noch nicht einmal gegründet ist, heisst es in der Zwischenverfügung bezeichnenderweise: «Die Mitbewerberin veranstaltet im Versorgungsgebiet kein TV-Programm. Auch sie bietet nun an, dies kurzfristig zu tun – dies ebenfalls unter der Voraussetzung einer Übergangskonzession mit Gebührenanteil.» – Eine neue Art von Pay-TV: Zuerst zahlen und dann auf Sendung gehen. ◆

So viele schauen täglich bei den Privaten rein:

Tele Züri	450'000
Tele Bern	230'000
Tele M1	180'000
Tele Tell	160'000
Tele Top	145'000
Tele Basel	120'000
Tele Ostschweiz	90'000
Tele Südostschweiz	40'000

Die Beseelung der Gemäuer

Das 150. Neujahrsblatt des Historischen Vereins widmet sich der Denkmalpflege. Beim Lesen regt sich ein leises Ballenberg-Gefühl – obwohl die Fachstelle den Spagat zwischen Altem und Neuem wagt.

von PETER MÜLLER

Das mittelalterliche Waaghaus gehört zur Stadt St.Gallen – denken wir. Im Jahr 1961 war das aber gar nicht so sicher. Damals fiel der Entscheid bei einer Volksabstimmung über den Erhalt und die Restaurierung des Gebäudes nur knapp positiv aus. Das alte Bad Pfäfers in der Taminaschlucht, erbaut zwischen 1704 und 1718, gilt heute als Schmuckstück. Aber in den Siebzigern musste es durch eine Privatinitiative vor dem Abbruch gerettet werden. Solche Geschichten zeigen eindringlich: Historische Bausubstanz ist grundsätzlich gefährdet. Wenn selbst prominente Gebäude vom Abriss bedroht sind, wie ergeht es da erst den weniger bedeutungsvollen, die nichtsdestotrotz auf ihre Art wertvoll sind? Seit 1966 haben Baudenkmäler im Kanton St.Gallen zumindest einen staatlichen «Anwalt». Die Denkmalpflege kümmert sich um ihre Erhaltung. Doch die Anfänge waren bescheiden. Bis 1991 leistete ein einziger Denkmalpfleger praktisch im Alleingang die ganze Arbeit. Heute ist es ein Team aus rund zehn Leuten. Aber immer noch: Man sei im Erkennen und Bewahren der Kulturgüter nicht so weit, wie es für den Kanton St.Gallen «erforderlich und angemessen» wäre, schreibt Denkmalpfleger Pierre Hatz im Neujahrsblatt. Er meint damit vor allem die Zeit nach 1800 – jene Bausubstanz, die jünger ist als das bauliche Erbe der Fürstabtei St.Gallen.

Spurenträger mit Charakter

Eine wichtige Rolle spielt nach wie vor das Einzelobjekt. Die Denkmalpflege berät Gemeinden und Private beim Erhalt und leistet Beiträge an geschützte Objekte. Zudem fördere sie die wissenschaftliche Aufarbeitung der Gebäude und die Vermittlung der gewonnen Erkenntnisse, so heisst es auf der Internetseite des Kantons. Seit den siebziger Jahren stehen aber auch ganze Ortsbilder auf der Traktandenliste: Strassenzüge, Quartiere, Altstädte. Für ihre Arbeit verfügt die Denkmalpflege über rechtliche Instrumente, im Einzelfall sind ihre Mittel und Möglichkeiten allerdings begrenzt. Dazu kommt die Schwierigkeit, Verständnis für ihre Anliegen zu schaffen. Nicht selten wird die Denkmalpflege als Hindernis betrachtet, das bei Bau- oder Umbauprojekten im Weg steht.

Im Neujahrsblatt bietet die Kantonale Denkmalpflege Einblicke in ihre Arbeit, aber auch in ihre Geschichte. Quer durch die verschiedenen Beiträge zieht sich der Verweis auf die Wichtigkeit alter Bausubstanz: Historische Bauten sind «Identitätsfaktor», Teil unseres «kollektiven Gedächtnisses» und «Spurenträger unserer Geschichte». Sie «tragen zum Wohlbefinden bei» und sind «Anker im stetigen Wandel». Dem ist sicher beizupflichten. Was würde beispielsweise aus der Innenstadt von St.Gallen werden, wenn ihre alten Gebäude beliebig umgebaut und abgebrochen, ihre Strassen und Gassen nach eigenem Gutdünken verändert werden könnten? Würde da nicht ein gesichtsloses Patchwork entstehen, ohne Individualität und Charakter, ohne Seele?

Durch die zeitgemässe Umnutzung eines alten Gebäudes können neue Werte geschaffen werden. Beispiele sind das Lagerhaus St.Gallen, das Zeughaus Rapperswil und ab Herbst 2010 – so ist zu hoffen – die Lokremise St.Gallen.

Wo bleibt der Wandel?

Trotzdem verspürt man bei der Lektüre ein leichtes Unbehagen. Für eine lebenswerte Alltagswelt braucht es noch anderes – Natur vor der Haustür, Freiräume für die Jugend, Strassencafés, kommunalen Gemeinsinn und einiges mehr. Auch hier steht längst nicht alles zum Besten. Zudem regt sich beim Lesen ein gewisses Ballenberg-Gefühl. Geschätzt werden die Gebäude, Strassenzüge, Quartiere und Altstädte, weil sie irgendwie zur Alltagswelt gehören. Eine tiefere Beziehung ergibt sich daraus aber nicht zwingend. Sind das letztlich nicht einfach «historische Kulissen», denen zuviel Bedeutung und Identitätspotenzial beigemessen wird? Vor allem aber: Würde es neben solchen «Ankern im stetigen Wandel» nicht öfters einen Blick gerade auf diesen «Wandel» brauchen? Spätestens seit dem Mauerfall 1989 ist er enorm: Politik, Gesellschaft, Schule, Medien, Einkaufen, Kommunikation, öffentlicher Raum – praktisch jeder Lebensbereich ist vom Wandel erfasst. Entsprechend vielfältig sind die historischen Erinnerungen und Erlebnisse, über die heute schon Dreissigjährige verfügen: der Siegeszug von Internet und E-Mail, die Umwandlung von Bahnhöfen in «Railcities», das Umsichgreifen der Anonymität et cetera. Müssten sich nicht auch die Historikerinnen und Historiker ausführlicher mit diesem Wandel beschäftigen – und mit seiner Vorgeschichte? Sie könnten einiges zu seinem Verständnis beitragen und damit nützliches Orientierungs- und Handlungswissen vermitteln. In Stadt und Region St.Gallen liegt so manches brach, vor allem im offiziell-institutionellen Geschichtsbetrieb. Hier besteht eine grosse Neigung, «Anker» zu sammeln und zu pflegen – vom Gebäude über die Klosterhandschrift bis zur alten Münze. Da wirkt es fast tröstlich, dass die Denkmalpflege selbst gern mehr tun würde. ◆

Villa Stoffel in Au: Sie wurde gerettet und nun sind Käufer gesucht. Bild: pd

Im Geländewagen daheim

von PHILIPPE BÜCHEL

Samuel Weishaupt aus Appenzell und ich aus Wald sind seit über zwei Jahren und drei Monaten auf einer Reise, um die Welt zu entdecken. Wir besuchten auf einer bis anhin über 80'000 Kilometer langen Fahrt mehr als dreissig Länder. Am 8. Januar 2008 starteten wir in Appenzell das Abenteuer mit unserem in rund 3000 Arbeitsstunden modifizierten Landrover. Wir haben uns vor Beginn der Reise das Ziel gesetzt, Anfang Januar abzufahren, egal ob wir verheiratet sind, ein Kind haben oder ähnlicher Art an die Schweiz gebunden sind. Eingeplant hatten wir für die Umrundung des Erdballs zirka zwei Jahre, doch in Thailand merkten wir, dass wir mehr Zeit brauchen, um die Reise, so wie wir sie uns vorgestellt hatten, weiterzuführen. – Da immer wieder neue Türen aufgehen, sich aber auch offene verschliessen, ist es nicht leicht, ein solches Projekt minutiös zu planen. Indonesien zum Beispiel, das wir anfangs gar nicht ins Auge gefasst hatten, entpuppte sich (bis jetzt) als eines der Highlights auf unserem Weg. Wir wollten gar nicht mehr aus dem asiatischen Raum weg, doch es musste weiter in ein Land mit guten Löhnen gehen, um die Reisekasse aufzufüllen. Wir planten, ein halbes Jahr zu arbeiten und Geld zu sparen.

So schifften wir von Osttimor nach Australien, reisten der Westküste entlang nach Perth, durchquerten das Outback bis nach Alice Springs, fuhren auf einer Piste in der Simpsonwüste bis nach Birdsville und folgten der Strasse weiter nach Brisbane. Der Ostküste folgten wir Richtung Süden bis nach Melbourne, wo wir für das halbe Jahr sesshaft werden wollten.

Anhängerbau in Australien

Nach dem zweijährigen Leben auf der Strasse freuten wir uns auf die Abwechslung und packten die gefundenen Jobs voll motiviert an. Ich hatte uns einen Platz zum Wohnen organisiert und damit waren die Voraussetzungen geschaffen, das während den beiden Reisejahren angesammelte Material zu verstauen und den Platz im Auto neu zu organisieren. Denn wir mussten es wieder möglich machen, im Wagen zu kochen und zu leben. Der in Indien eingebaute Flüssiggas-Antrieb frass so viel Platz, dass unsere (Not-)Schlafstelle und die Möglichkeit, während kalten oder stürmischen Tagen im Auto zu kochen, nicht mehr bestand. In Kanada und Alaska ist mit Temperaturen unter Null zu rechnen und dann wollen – oder müssen – wir so viel wie möglich im geheizten Auto erledigen können: kochen, abwaschen, relaxen. Aber auch am Computer kann man dann nicht mehr am Strand unter der wärmenden Sonne arbeiten. – Wir versuchen, unsere Reise so gut wie möglich zu dokumentieren; das Erlebte mit anderen Leuten zu teilen, ist unser Job während dieser Zeit. Gleich nach dem Sonnenuntergang wird es also Lebensraumbegrenzung auf Fahrzeuggrösse heissen.

In Kanada besteht beim wilden Campieren ausserdem die Gefahr, auf Bären zu treffen. Es wäre also nicht ratsam, neben dem Auto ein Steak oder einen frischen Lachs zu kochen, um sich dann wegen dem Besuch eines Grizzlys im Auto verkriechen und durchs Fenster sehen zu müssen, wie der Bär das Abendessen frisst.

Kopfschütteln im Hafen

So nahmen wir ein neues Projekt in Angriff: Innerhalb eines Monats wollten wir einen Aluminium-Trailer bauen, der zusammen mit unserem Auto in einem Zwanzig-Fuss-Schiffscontainer mitreisen sollte. In den Trailer sollte ebenfalls die Gasanlage eingebaut werden und uns den verlorenen Platz wieder zurückgeben. Samuel plante den Anhänger von A bis Z und schon bald hiess es, das Material zu besorgen und zuzuschneiden. Einige Australier halfen uns hier und dort bei Schweissarbeiten, mit Einkauftipps, um die Materialkosten niedrig zu halten. Und uns wurde ein guter Platz zur Verfügung gestellt, den Trailer auf die Räder zu bringen. Dank guter Planung und hochwertigem Material und Werkzeug konnte sich das Ergebnis sehen lassen und stellte käufliche Anhänger in den Schatten. Schliesslich sollte unser Anhänger auch offroadfähig sein und uns über Stock und Stein, Sumpf und Wüste, Eis und Wasser überall hin folgen. Ein diesen Ansprüchen genügendes Modell war auf dem australischen Markt nur schwer erhältlich, und selbst die zu kaufenden entsprachen nicht ganz unseren Wünschen. Um beispielsweise ein weiteres Ersatzrad zu sparen, sollte der Anhänger dieselben Felgen wie der Landrover haben.

Unsere grösste Sorge war aber die bevorstehende Verschiffung, die wir mit einem Zwanzig-Fuss-Container überwinden wollten – und nicht wegen dem Anhänger mit dem fast doppelt so teuren Vierzig-Fuss-Container. Aber auch dieses Problem liess sich meistern. Am 3. März dieses Jahres fuhren wir zum australischen Zoll, um unser Gefährt mit dem neuen Anhänger in den kleinen Container zu laden, einige schüttelten den Kopf und alle dachten, wir hätten den falschen Container bestellt. Das passe doch nie, aber wetten wollte trotzdem niemand. Als wir nach fünf Stunden Arbeit das Auto mit Anhänger in der Stahlkiste parkiert hatten, staunte fast die ganze Abteilung über den kleinen Zaubertrick. Somit waren wir einen Schritt weiter auf unserer Reise um die Welt.

Ende in Südamerika

Wir haben viele Leute getroffen, die auf ähnlichen Trips sind. Beeindruckend war ein Sechzigjähriger, der seit mehreren Jahren mit seinem Mountainbike auf Weltreise ist. Der alte aber fitte Mann war der Beweis für uns, dass es fast kein Hindernis gibt, die eigenen Träume zu leben. Es war ja schon immer unser Traum, die Welt zu bereisen, aber dass diese Art des Reisens süchtig macht, hatten wir nicht bedacht. Jedenfalls ist es das Beste, was wir je gemacht haben und jeder Tag bringt neue Erfahrungen mit sich und jedes Land andere Gegebenheiten – es wird also nie langweilig. «Lebe deinen Traum und träume nicht dein Leben» ist unser Motto und das lässt uns immer wieder daran erinnern, dass wir im Gegensatz zu anderen die Möglichkeit haben, so etwas Grossartiges wie diese Reise durchzuziehen und dankbar dafür zu sein. In naher Zukunft werden wir den Container in Los Angeles in Empfang nehmen. Die Wege führen uns nach Amerika, Kanada, Alaska, Zentral- und Südamerika, bevor ein Ende in Sicht ist.

PHILIPPE BÜCHEL, 1983, befindet sich zusammen mit **SAMUEL WEISHAUPT**, 1983, in einem Landrover auf Weltreise.
Mehr Infos: www.einmalumdiewelt.ch

Zwei Appenzeller fahren in einem bunten Wagen einmal um die Welt.

Bilder: Philippe Büchel/Samuel Weishaupt

Anzeige

Fantasie und Wirklichkeit

Das 22. Internationale Bodenseefestival feiert Schumann, Heine und Chopin

Fantasie und Wirklichkeit – zwischen diesen Polen künstlerischer Wahrnehmung bietet das 22. Internationale Bodenseefestival vom 1. bis 22. Mai 2010 wieder eine breite Palette hochkarätiger Programmangebote. Im Mittelpunkt der Veranstaltungen stehen dabei Robert Schumann und Frédéric Chopin, deren Geburtstage sich 2010 jeweils zum 200. Mal jähren, und der Dichter Heinrich Heine, der mit dem Schaffen dieser beiden Komponisten verbunden ist.

Stefan Vladar – Artist in residence 2010

Artist in residence des Internationalen Bodenseefestivals ist im Jahr 2010 der österreichische Pianist und Dirigent Stefan Vladar, der außer dem Eröffnungskonzert mit den Bamberger Symphonikern am 1. Mai 2010 im Friedrichshafener Graf-Zeppelin-Haus drei weitere Orchesterkonzerte leitet: die Südwestdeutsche Philharmonie am 8. Mai in Konstanz und zwei Konzerte mit dem Wiener Kammerorchester am 20. Mai in Überlingen und am 21. Mai in Weingarten. Dabei stehen alle vier Schumann-Sinfonien im Mittelpunkt der Programme. Darüber hinaus wird Stefan Vladar an vier Kammermusikabenden (4. Mai in Ravensburg, 5. Mai in Lindau, 9. Mai in Tettnang und 15. Mai auf Schloss Achberg) mitwirken und ein Klavierrezital (11. Mai in Meersburg) spielen.

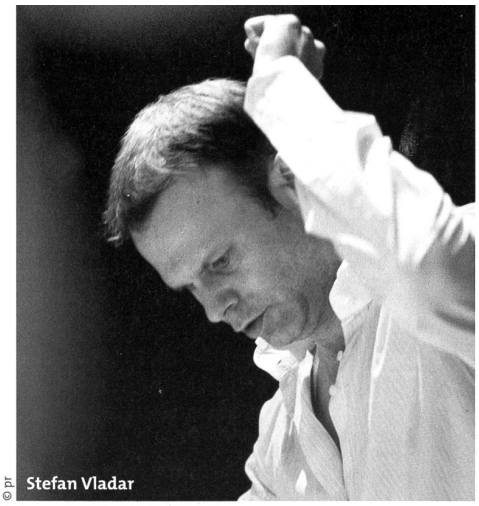
Viele musikalische Highlights

Am 8. Mai gastieren in Ravensburg Mitglieder des SWR Vokalensembles unter dem Titel «Von JUNGEN LEIDEN zur MATRATZENGRUFT» mit einem Heine-Programm. In der Barockbasilika Weingarten wird am 15. Mai Monteverdis «Marienvesper» von Cantus Cölln und dem Concerto Palatino unter der Leitung von Konrad Junghänel aufgeführt. Einen besonderen musikalischen Höhepunkt verspricht das Gastspiel der Academy of St. Martin in the Fields mit Murray Perahia am 20. Mai in Friedrichshafen.

Kammermusik mit jungen Künstlern

Im Rahmen eines Klavierzyklus' gastieren die Pianisten Benjamin Moser (2. Mai in Gailingen), Anastasia Zorina (7. Mai in Steckborn), Giulietta Koch (12. Mai in Langenargen), Aleksandra Mikulska (14. Mai in Tettnang), Jinsang Lee (16. Mai in Friedrichshafen) und Hisako Kawamura (22. Mai auf Schloss Achberg). Liederabende mit Tobias Berndt (2. Mai auf Schloss Wartegg), Silke Schwarz (6. Mai in Meersburg) und Anne-Theresa Albrecht (9. Mai in Lindau) ergänzen das Programmangebot. Eine Symbiose von Musikkultur und Architektur ist ein Wandelkonzert mit Werken von Schumann und Wolf am 22. Mai in der Bibliothek und im Münster von Schloss Salem.

Amar Quartett © pr



Stefan Vladar © pr

Viele Angebote auch in der Schweiz

Auch in der Schweiz ist das Internationale Bodenseefestival stark vertreten. So finden vom 12. bis 16. Mai 2010 im Historischen Saal des Hotels Linde in Heiden (AR) die «Schumann- und Herzogenberg-Tage» statt. Vom 12. bis 14. Mai ist die Münsterlinger Klosterkirche Veranstaltungsort für vier Kammerkonzerte – u. a. mit dem international renommierten Ensemble Quatuor Ebène. In St. Gallen finden in der Tonhalle zwei Festival-Konzerte am 7. Mai und am 20. Mai statt. In der Stiftsbibliothek St. Gallen gastiert am 18. Mai das Schweizer Amar Quartett. Darüber hinaus finden weitere Veranstaltungen auf Schloss Wartegg, in Kreuzlingen, Steckborn und Romanshorn statt.

Ballett, Jazz und Literatur wieder vertreten

Am 11. und 12. Mai gastiert das Leipziger Ballett im Graf-Zeppelin-Haus in Friedrichshafen mit einem

Leipziger Ballett © Birkigt

speziellen Programm: der «Zweiten Symphonie» von Schumann in einer Choreografie von Uwe Scholz. Ebenfalls in Friedrichshafen gibt am 7. Mai die Jazzpianistin Carla Bley mit ihrer Band ein Konzert, und am 21. Mai gastiert am selben Ort das US-amerikanische Kronos Quartet. Das Stadttheater Konstanz beteiligt sich mit der Inszenierung «Der Stein» von Marius von Mayenburg am Festivalprogramm. Premiere ist am 2. Mai in der Spiegelhalle in Konstanz. Das «Literaturschiff» (14. Mai), die «Lange Nacht der Literaten» in Lindau (8. Mai) und eine Reihe von Lesungen geben dem literarischen Angebot Profil. Eine Studientagung in der Weingartener Akademie (7. bis 9. Mai) zum Thema «Oberschwäbische Versuche, sich der Erdenschwere zu entheben» rundet das umfangreiche Programm des 22. Internationalen Bodenseefestivals ab.

Einzelheiten zum Programmangebot und zu den Vorverkaufstellen auch der Schweizer Veranstaltungen finden Sie im ausführlichen Programmheft.

www.bodenseefestival.de

22. Internationales BODENSEEFESTIVAL

1. – 22. Mai 2010

SINGWOCHENENDE
Joseph Haydn: «Paukenmesse»
St. Gallen | Kathedrale | 1. und 2. Mai

LIEDERABEND TOBIAS BERNDT
Schloss Wartegg | 2. Mai

FÖHN AM SEE – EINE TEXTLESE
St. Gallen | Festsaal St. Katharinen | 4. Mai

KAMMERKONZERT
Jonathan Gilad, Klavier | Viviane Hagner, Violine | Daniel Müller-Schott, Violoncello
St. Gallen | Tonhalle | 7. Mai

KLAVIERABEND ANASTASIA ZORINA
Steckborn | Evangelische Kirche | 7. Mai

KLASSIK PLUS – CHOPIN & FRIENDS
St. Gallen | Gambrinus Jazzclub | 8. Mai

ORGELKONZERT DIETER HUBOV
Arbon | Kirche St. Martin | 9. Mai

ADRIAN OETIKER & PAOLA DE PIANTE
Kreuzlingen | Aula der PMS | 9. Mai

SCHUMANN- UND HERZOGENBERG TAGE
Heiden | Hotel Linde | 12. bis 16. Mai

QUATUOR EBÈNE & AKIKO YAMAMOTO
Münsterlingen | Klosterkirche | 12./13. Mai

PANOCHA QUARTETT
Münsterlingen | Klosterkirche | 13. Mai

KUSS QUARTETT & UDO SAMEL
Münsterlingen | Klosterkirche | 14. Mai

SCHWEIZER KLAVIERTRIO
Romanshorn | Alte Kirche | 15. Mai

AMAR QUARTETT
St. Gallen | Stiftsbibliothek | 18. Mai

RASCHÈR SAXOPHONE QUARTET
SINFONIEORCHESTER ST. GALLEN
St. Gallen | Tonhalle | 20. Mai

Fantasie und Wirklichkeit

Schumann | Heine | Chopin

Prospekte | Infos | Tickets
Tel. +49-7541-203 33 00